

**Die Pogrome vom 9. November 1938
Im Kreis Limburg-Weilburg**



Beiträge aus verschiedenen Veröffentlichungen
Herausgegeben von Christe Pullmann
Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Limburg e.V.

Max Beckmann, *Die Synagoge*, 1919. Öl auf Leinwand, 90 x 140 cm. Städtische Galerie im Städtischen Kunstinstitut. © 1992 VG Bild-Kunst, Bonn.

**Dr. Sally Leibowitz, praktischer Arzt in Limburg,
geboren am 9.7.1884 in Ardenau Kreis Hohensalza,**

**Staatsangehörigkeit Preußen
wohnhaft in Limburg, Obere Grabenstraße 4,
verheiratet, israelit., sozialdemokratisch eingestellt.**

Fünf Wochen in der Hölle von Dr. S. Leibowitz

Es ist schwierig, in einem eher kurzen Bericht die wichtigen Fakten zum Ausdruck zu bringen, die in ihrer Gesamtheit den Fall eines Arztes beschreiben, der mit Hunderttausenden von unglücklichen Opfern in die Räder einer teuflischen Maschinerie geriet, die eingerichtet wurde, um diese Menschen zu vernichten oder aber ihnen zumindest unbeschreibliche physische und seelische Qualen zu bereiten.

Einem normal denkenden Menschen mögen die hier erwähnten Tatsachen wie Produkte einer krankhaften Fantasie erscheinen. Aber sie waren real, sehr real!

Der Schauplatz ist Deutschland, eine Kleinstadt mit 12 000 Einwohnern. Das Jahr ist 1938. – Die antisemitische Stimmung, die die Nazis angeheizt hatten, wurde immer bedrohlicher. Sie bedrohte zunehmend das Leben der unglücklichen hilflosen Opfer.

Die Praxen der jüdischen Ärzte wurden kaum noch besucht, bis ihnen am 1. Oktober 1938 die Arbeitserlaubnis gänzlich entzogen wurde. – Die Lebensbedingungen der Juden, die nicht als politisch gefährlich angesehen wurden, waren noch in Etwa erträglich. Dann schlug das Schicksal zu.

Ein Attaché der Deutschen Botschaft in Paris wurde von einem fanatischen jungen Polen angeschossen und starb in den Morgenstunden des 10. November 1938. Die „Inkubationszeit“ war vorüber, das Fieber hatte seinen Höhepunkt erreicht.

Ein paar Stunden nach dem Tod des Diplomaten wurden überall in Deutschland Juden zusammengetrieben und verhaftet. Jüdische Häuser wurden geplündert, Möbel und Büroausstattungen zerstört. Gleich Geiern schwärmten Horden von jungen Nazis, meist Jugendliche von außerhalb, durch die Städte und hinterließen Spuren von Zerstörung und Verwüstung.

Die Frauen brachte man in ein Gefängnis, wo sie drei Tage blieben. Die Männer verbrachten 24 Stunden in Einzelzellen einer Strafanstalt, wo man sie verhörte. Dann brachte man sie in das örtliche Polizeirevier zurück. Aus der ganzen Gegend kamen Gefangene zusammen. Einige zeigten Spuren von schweren Misshandlungen. Ich erinnere mich an einen Mann, der am Kopf eine tiefe, bis auf den Knochen gehende klaffende Wunde hatte.

Nach einem Zählappell marschierten wir zum Bahnhof. Links und rechts von uns standen Einwohner der Stadt. Einige in betroffenem Schweigen, viele aber verspotteten uns, ja spukten sogar auf uns. Und unter den Marschierenden sahen viele von diesen Zuschauern einen Arzt, der sie und ihre Familien 24 Jahre lang betreut hatte.

Die Tatsache, dass niemand von uns verschont wurde, bewies, dass die ganze Aktion im

Voraus geplant worden war. Sie wies alle Zeichen und Symptome eines abgekarteten Plans – wie beim Reichtagsbrand – auf.

Der Zug brachte uns nach Frankfurt am Main, etwa 50 Kilometer entfernt, wo die Gefangenen in einer riesigen Sporthalle zusammen gepfercht wurden. Dort erhielten sie einen Vorgeschmack der Dinge, die ihnen von ihren Naziherren angetan werden sollten: Schlagen, Treten etc.. Nach Stunden trieb man sie in Busse und fuhr sie wieder zu einem Bahnhof. Dabei mussten sie Spießbruten laufen durch einen wütenden, sie beschimpfenden und bespuckenden Mob.

Das Verladen in den Zug bedeutete fast eine Art Erleichterung für die armen Menschen. Die Zugfahrt von 9 Uhr abends bis 6 Uhr morgens war eine weitere Tortur.

Sie bedeutete Sitzen mit den Händen auf den Knien in einer starren Haltung wie die von pharaonischen Statuen. Die geringste Bewegung führte zu sadistischen Ausbrüchen des SS-Begleitpersonals. Natürlich gab es weder etwas zu essen noch zu trinken. Nur Atmen war erlaubt, so gut man in dem überfüllten Abteil bei geschlossenen Fenstern überhaupt atmen konnte.

Dazu kam noch, dass uns die Erniedrigung uns regelrecht erstickte. So versuchte jeder von uns, sich nicht zum Ziel der Brutalität der Wachen zu machen.

Die Reise endete in Weimar, der Stadt, welche die deutschen Dichter Goethe und Schiller einst als kulturelles Zentrum berühmt gemacht hatten, der Stadt, die jetzt berüchtigt war, weil sich in ihrer Nähe das übel beleumdete Konzentrationslager Buchenwald befand.

Die Gefangenen wurden in einem Tunnel versammelt, mussten in fünf Reihen stehen, die Gesichter zur Wand. Und , wehe, wenn einer versuchte sich zu bewegen. Kolbenhiebe waren die grausame Reaktion. Ein solcher Schlag traf meine Nieren und verursachte ein Hämatom, das fast vierzehn Tage zu sehen war.

Dann wurden wir zur Fahrt ins Lager auf Lastwagen verladen. Der Befehl, mit gesenkten Köpfen zu sitzen, wurde durch die Wachen erzwungen, indem sie mit ihren genagelten Stiefeln über unseren Rücken trampelten.

Die Ankunft im Lager löste eine weitere Phase von Brutalität aus. Mit Peitschen- und Kolbenhieben wurden wir über hoch aufgetürmte Felsen in die Lagertore gejagt. Stolpernde und fallende Menschen erlebten ein erschreckendes Ausmaß von Sadismus. Einige Gefangene trugen bleibende körperliche Schäden davon. Viele waren praktisch blind, weil ihre Brillengläser zerbrochen waren.

Es war fast eine Art Erleichterung, als wir das Lager erreichten und dort, wenn auch nur für kurze Zeit, in relativer Sicherheit waren.

Das Lager lag auf einem Hügel in der hügeligen Landschaft. Es war umgeben von einem hohen elektrisch geladenen Stacheldrahtzaun.

Getrennt vom eigentlichen Lager, das die Nazis nach ihrer Machtübernahme 1933 eingerichtet hatten, gab es fünf Holzbaracken, die schnell erbaut und teilweise noch

nicht ganz fertig waren. Jede dieser Baracken sollte 2500 Menschen aufnehmen.

Der Boden war tiefer Schlamm. Die Etagenbetten waren aus Kiefernholz. Zwischen den Betten gab es breite Lücken, so dass die kalte feuchte Novemberluft Zugang hatte. Es gab vier Schlafstellen übereinander. Und jeder, der in einer der oberen Kojen „lebte“, musste wie ein Affe nach oben klettern, wobei es oft passierte, dass er dabei auf Köpfe, Füße oder andere Körperteile der unteren Bewohner trat. Es gab weder Stroh noch Decken, nur harte Bohlen, auf denen man lag.

Dort zu liegen, zu dösen und nachzudenken, sich herumzuwälzen und so den Druck der harten Unterlage zu mildern – das war mehr oder weniger das 24-Stunden-Programm der Gefangenen. Schlafen war natürlich möglich, zumindest für kurze Phasen. Wenn man einschlief, konnte man leicht geweckt werden durch die Schreie der Gefangenen, die vor den Baracken ausgepeitscht wurden, oder durch das Heulen und Bellen der Hunde, die unglückliche Opfer gegen den Zaun trieben, wo die elektrische Hochspannung des Ihre tat.

Drei Tage und drei Nächte gab es weder Essen noch Trinken. Am dritten Tag erlaubte es uns ein leichter Regen, etwas Feuchtigkeit mit den Zungen aufzunehmen. Einige findige Mitgefangene benutzten alte weggeworfene Dosen, die sie in einem schmutzigen Graben fanden, um etwas Regenwasser aufzufangen.

Der Hunger und die Austrocknung des Körpers durch den Mangel an Flüssigkeit forderten ihren Tribut. Es kam zu zahlreichen geistigen Störungen. Viele Gefangene wurden extrem unruhig und erregt, fantasierten, hatten Halluzinationen.

Eine besondere Baracke wurde errichtet ohne jede bequeme Einrichtung. Diese Baracke war gedacht als „Erste-Hilfe-Station“. Eine „Station für letzte Hilfe“ würde ihren Zweck genauer beschreiben. Zu Dutzenden wurden die geistig verwirrten Gefangenen in diese Baracke gebracht.

Da es keinen Arzt gab, auch keine Medikamente zur Beruhigung, band man diese armen Menschen mit Draht, manchmal auch mit Stacheldraht, an senkrecht stehende Bohlen.

Diese Versuche, die Kranken ruhig zu stellen, waren vergeblich und hatten oft ein tödliches Ende. Viele der so „Behandelten“ versuchten sich zu befreien. Dabei fielen sie um, lagen mit dem Gesicht nach unten und erstickten. Andere standen und mussten zusehen, ohne etwas tun zu können. Ein paar Tage später wurden die Überlebenden in das Krankenhaus des eigentlichen Lagers gebracht. Ihr Schicksal ist unbekannt.

Man erlaubte uns, unseren täglichen Verdauungsspaziergang auf dem sumpfigen Gelände zwischen den Baracken zu machen.

12.000 Gefangene überstiegen natürlich die Kapazität dieser Höfe. Spaziergehen war so kaum möglich, so dass unsere „Outdoor“- Aktivitäten darin bestanden, dass man sich durch die Menschenmenge zwängte oder einfach nur herumstand. – Da es keine Waschgelegenheit gab, waren wir total verschmutzt. Eine Folge dieser Zustände waren Erkrankungen z. B. der Atemwege. Es gab auch dafür keine ärztliche Behandlung.

In der ersten Nacht war mir mein Mantel gestohlen worden, so dass ich während der

fünf Wochen nur meinen Anzug trug. Nachts wickelte ich mein Jackett um eine alte Konservendose und hatte so ein „Ersatzkopfkissen“ und musste natürlich als Folge davon nur in Hemd und Hose schlafen und das in einer ungeheizten und zugigen Baracke.

Ich kümmerte mich, so gut ich konnte, um einen Bekannten aus meiner Heimatstadt. Er litt an Lungenentzündung. Ich setzte mich zu ihm und versuchte ihn zu trösten. Nach zwei Tagen wurde er endlich in das Lagerkrankenhaus gebracht, wo er bald verstarb. Seine Asche wurde seiner Familie übersandt.

Die Sterblichkeitsrate im Lager belief sich auf etwa 25 bis 30 Menschen täglich, wie wir aus der Zahl der auf Bahren fort getragenen Leichen schließen konnten.

Unsere Nahrung bestand aus einer lauwarmen braunen Flüssigkeit, die manchmal morgens, manchmal nachmittags gebracht wurde. Nach einigen Stunden bekamen wir unsere Hauptmahlzeit: einen wässrigen Mischmasch aus Kartoffeln und Gemüseblättern, der manchmal eine undefinierbare fleischähnliche Substanz enthielt. Tägliche Kalorien ?Fragezeichen.

Zinn – oder Blechteller standen zur Verfügung, aber nur 20 für etwa 100 Gefangene. Dazu gab es kaum Löffel. Man musste also warten, bis jemand neben einem seine „Mahlzeit“ beendet hatte, um an einen Teller und einen Löffel zu kommen. Natürlich wurden auch die Tische nicht gereinigt. Das bedeutete, dass man mit seiner Essensportion auch andere Speisereste zu sich nahm und sich so leicht infizieren konnte.

Brot oder das, was wie Brot aussah, bekamen wir eines pro Tag. Es muss Sägemehl oder Baumrinde enthalten haben und wurde nach einer Stunde so hart, dass man es kaum brechen konnte. Wir trugen es aber den ganzen Tag in der Tasche mit herum und versuchten es zu kauen. Auf diese Weise beschäftigten wir uns immerhin etwas. Außerdem produzierte das lange Kauen des harten Brotes etwas Speichel.

Wasser musste von den Wachen aus einem Brunnen außerhalb des Lagers geholt werden. Es wurde jeden Abend verteilt. Jeder Gefangene erhielt zwei Esslöffel davon.

Was unseren Durst noch größer machte, war unser „Nachtessen“. Es bestand aus kleinen Portionen Hering, geräuchertem Fisch, salzigem Käse oder stark gewürzter Mortadella.

Nach zehn Tagen verbesserte sich die Verpflegungslage. Es wurde möglich, Lebensmittel zu kaufen – zu fantastischen Preisen! Es gab Käse, Süßigkeiten, gelegentlich Mineralwasser. Dies war eine willkommene Einnahmequelle für die Nazis. Wir verschlangen diese Dinge regelrecht, manchmal pfundweise.

Magen- und Darmbeschwerden traten gehäuft auf. Die nie geleerte Feldlatrine war ein überfüllter Treffpunkt. Man kam dorthin, indem man durch tiefen Schlamm waten musste. Oft schaffte man es nicht rechtzeitig.

Einige der armen Kranken blieben einfach dort, Tag und Nacht, und wurden immer schwächer. Andere kippten nach hinten um und wurden nicht mehr gesehen.

Es gab keinerlei Papier, so dass man sich nicht reinigen konnte, was alles noch viel unangenehmer machte.

Auch das Wasserlassen in der Nacht war keine einfache Sache. Man musste in einer Linie antreten. Ein Mitgefangener führte die Gruppe zur Latrine. Die Wache auf einem der Wachtürme richtete einen Scheinwerfer auf die Gefangenen. Der „Führer“ der Gruppe nannte die Anzahl der Angetretenen und den Grund ihres nächtlichen Kommens. Je nach Laune gab die Wache dann die Erlaubnis, zur Latrine zu gehen, entweder sofort oder auch mit gehöriger Verzögerung, so dass in vielen Fällen das Unvermeidliche geschah und die ganzen Formalitäten umsonst waren.

Um unsere seelische Widerstandskraft zu brechen, wandten unsere Peiniger die raffiniertesten Methoden an: Hunger, Trinkwasserentzug und erzwungene Untätigkeit waren alltäglich. Darüber hinaus wurden wir einmal gezwungen, neun Stunden lang auf einem frisch geteerten Platz zu sitzen mit gekreuzten Knien. Diese Torturen führten bei vielen von uns zu Blasen- und Verdauungsstörungen.

Ein anderes Mal mussten wir einem schrecklichen Schauspiel beiwohnen. Man hatte einen Rabbiner an einen kleinen niedrigen Tisch gebunden und verprügelte ihn gnadenlos. Ich höre noch heute gelegentlich das schreckliche scharfe Knallen der Peitschenhiebe und das Schreien des armen Opfers.

Die seelischen Qualen nahmen uns mehr mit als die physischen Torturen. Der emotionale Stress und die dauernde Angst forderten ihren Tribut unter den Gefangenen. Im Ganzen konnte man jedoch einen erstaunlich hohen Grad an Lebenskraft und Durchhaltevermögen beobachten. Ich weiß von keinem einzigen Fall von Selbstmord, obwohl depressive Zustände an der Tagesordnung waren. In diesem Zusammenhang kann man interessanter Weise feststellen, dass die älteren Gefangenen, Männer, die im 1. Weltkrieg Soldat gewesen waren, diese ganzen Drangsale besser überstanden als die jüngere Generation.

Wir Ärzte unter den Gefangenen konnten den Kranken kaum eine Hilfe sein. Es gab ja keinerlei Medikamente. Alles, was wir tun konnten, war, eine Diagnose zu stellen und so etwas wie Psychotherapie zu versuchen. Um den seelischen Druck etwas zu mildern, organisierten wir regelmäßige Treffen, Diskussionen und auch englische Vorträge.

Nach fünf Wochen war der Albtraum für mich vorüber. Der Grund für meine Entlassung war, dass ich im 1. Weltkrieg mit einem Orden ausgezeichnet worden war. Dass Göring doch eine gewisse Rücksicht auf ehemalige jüdische Frontsoldaten nahm, ist die einzige gute Tat, die ich ihm zubillige.

Einige Monate später hieß die Freiheitsstatue meine Frau und mich willkommen. Wir konnten nun im Land der Demokratie und der unbegrenzten Möglichkeiten ein neues Leben beginnen.

Diesen Bericht veröffentlichte Dr. Leibowitz in Amerika in einer medizinischen Fachzeitschrift. Im Jahr 2007 wurde er Frau Pullmann von der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Limburg übergeben von Frau Grete Schlossberg geborene Goldschmidt, in Limburg in der Diezer Straße 46 geboren und heute in Baltimore lebend.

Übersetzt wurde der Text von Herrn Ernst Hensel, Limburg.

Zu beziehen bei CJZ – Limburg zum Preis 4 €

Literaturangaben und Quellen:

**1. Dokumente zur Limburger Stadt- und Kreisgeschichte 1870 – 1945
ausgewählt und kommentiert von Heinz Maibach
Stadtarchiv Limburg/Magistrat der Kreisstadt Limburg 1992**

**2. Juden im Kreis Limburg-Weilburg – Schicksale und Ereignisse -
Schriftenreihe zur Geschichte und Kultur des Kreises Limburg-Weilburg
Band 3, Limburg 1991 - Redaktion: Eugen Caspary, Bernd Kexel,
Heinz Maibach, Wolfgang Schoppet , hrsg. v. Kreisausschuss des
Landkreises Limburg-Weilburg u. a.**

**3. Kristallnacht in Hessen von Wolf-Arno Kropat
Das Judenpogrom vom November 1938
Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen
Wiesbaden 1988, S. 239 - 243**

**4. Das Gebinde des Lebens – Die jüdischen Kultusgemeinden
Weyer und Münster in Hessen – Vom 17. Jahrhundert bis
zu ihrer Vernichtung 1940, hrsg. von Christa Pullmann und
Eugen Caspary, Limburg 2004**

**5. 1200 Jahre Frickhofen
Historische Ortsbegehung zu den Häusern ehemaliger
jüdischer Mitbürger in Frickhofen von Hubert Hecker
Frickhöfer Archiv für Geschichte, Kultur und Soziales Heft 1
Kultur- und Geschichtsverein Frickhofen e. V., 2003**

**6. Das Leben der Juden in Langendernbach
Von den Anfängen bis zur Zeit des Nationalsozialismus
von Peter-Josef Mink um 2005**

**7. Die Jüdische Gemeinde Ellar – Ihr Anfang, ihre Entwicklung
und ihr Ende in der Zeit des Nationalsozialismus
Mit einer Dokumentation des Jüdischen Friedhofes
hrsg. von Dr. Peter-Josef Mink im Jahr 2007**

**8. Stadtarchiv Limburg
General-Akten/Magistrat Limburg, Allgemeine Verwaltung Bd. I
Abteilg. 14, Unterabteilg. 3 a, angefangen: 22. Oktober 1885
Angelegenheiten der Juden – erstmals zugänglich im März 2008**

Anmerkungen:

**1. Zum Vorwort: „Ein Wiedersehen“ von Werner Goldschmidt, Februar 1979 auf der Elmer Farm in
New Jersey von Clare Appel geb. Rosenthal. Treffen von jüdischen Limburgern , deren Namen hier alle
genannt seien, ob sie kommen konnten oder nicht: Lothar Liebmann, Tanja Kanter, Ernst Sternberg,
Günther Mendel aus Niederneisen, Grete Goldschmidt, Hilde Levi, Justin Kahn, Else Grausmann, Edith
Liebmann und Inge Schmidt (schon verstorben) , Lilly Rosenthal (Obermühle Limburg), Lore Beringer,
Gretel Schaumburger, Fritz Lissa, Kurt Rosenthal, Robert und Heinz Blumenthal**

2. zu Seite 12: Stadtarchiv Limburg AZ 188

3. zu Seite 13: Die Anmerkungen zu diesem Beitrag von Eugen Caspary finden Sie s. Lit.liste Nr. 2

**4. zu Seite 20: Im Jahr 2007 erhielt Christa Pullmann diesen Bericht von Dr. S. Leibowitz durch Grete
Schlossberg geb. Goldschmidt, heute noch in Baltimore lebend. Außer ihrem Vater Willi Goldschmidt
waren noch in Buchenwald: Louis und Hermann Liebmann, Fritz Beringer u. a.. Das Geschäft von Artur**

Königsberger u. a. wurden am 9. Nov. 1938 verwüstet. Einige jüdische Kinder waren von ihren Eltern schon nach England geschickt worden.